**University of
Zurich^{UZH}**

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

**Scholl, Dominik: Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf
Narrative der Arbeit. 2015**

Hämmerling, Christine

DOI: <https://doi.org/10.1515/fabula-2017-0015>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-207541>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Hämmerling, Christine (2017). Scholl, Dominik: Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf Narrative der Arbeit. 2015. Fabula, 58(1-2):163-168.

DOI: <https://doi.org/10.1515/fabula-2017-0015>

In many ways, this folkloresque mode [i. e., portrayal] is the most revealing for scholars, in that it provides direct insight into popular thinking about what we sometimes regard as our exclusive intellectual domain. By reminding us that nonacademic audiences and creators of popular culture have their own ideas about the value of culture in general, and of cultural scholarship in particular, folkloresque portrayal forces us to acknowledge differences between the agenda of people inside and outside the academy, and urges us to ponder those moments when our scholarly efforts do not dovetail with extradisciplinary expectations (123; see also 170–171).

The volume's third section is dedicated to parody as a category of the folkloresque. As perceived by Foster and Tolbert, "folkloresque parody relies not only on the appearance of 'folkness' but also on a tacit acknowledgment that both creators and audiences 'get' the folkness thus invoked" (175). As in folkloresque portrayal, and even in integration, there is in folkloresque parody a good deal of metacommentary and self-reflexivity, which turns out to be a feature of considerable and, I hasten to add, productive overlap. The essays in this section include a discussion of how jokes that emerged in response to the Penn State sex abuse scandal refitted existing joke formulas for new circumstances and information (Trevor J. Blank), an analysis of jokes about jokes and the dependence of metahumor on the folkloresque relationship of the folkloric and the popular (Greg Kelley), "fairy-telling" in anime as a folkloresque process that "produces a narrative that audiences recognize as traditional in form" (221; Bill Ellis), and the fascinating paradoxical mimicking of mythological forms by popular science writers in the process of discrediting popular mythologies and speculating about lifeforms that are still unknown (Gregory Schrempf).

A brief review of such a rich volume can only preview so much for prospective readers. Suffice it to say that the editors and contributors have succeeded in offering and demonstrating the folkloresque not as a key but as an effective tool that can be used to pry open many of the most important yet difficult issues in the study of folklore in a popular culture world.

Scholl, Dominik: *Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf Narrative der Arbeit*. Berlin: Panama Verlag, 2015. 372 S.

Reviewed by **Dr. Christine Hämmerling**: Oberassistentin am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen, Universität Zürich, Schweiz,
E-Mail: christine.haemmerling@uzh.ch

DOI 10.1515/fabula-2017-0015

Was ist Arbeit heute? Die soziologische Theorienbildung des vergangenen Jahrzehnts hat hierfür eine ganze Reihe von Begriffen vorgeschlagen, die auch in den kulturwissenschaftlichen Kanon des Forschens über Arbeitskulturen Aufnahme

fanden. Heutige Arbeit ist demnach von ‚Subjektivierungsprozessen‘ begleitet, durch ‚Virtualisierung‘ beeinflusst; arbeitenden Subjekten wird ‚Flexibilität‘ abverlangt und zunehmend führt die Strukturierung der Arbeitsmärkte zur ‚Prekarisierung‘ (9). Dominik Scholl begegnet diesen „erfahrungsfernen“ (9) Theorieimporten am Beispiel von Kleinselbständigen über den Zugang narrativer, ethnografisch ausgerichteter Interviews, die er mit wirtschaftsanthropologischen Konzepten beleuchtet. Aus den Erzählungen über den Berufsalltag und das „sich Durchwursteln“ (10) durch unsichere berufliche Verhältnisse bezieht Scholl Hinweise auf „erfahrungsnahe“ (9) Sprechweisen über heutiges Arbeiten – Begriffe, die Akteurinnen und Akteure aus dem Feld anwenden, ohne sie als Begriffe der Analyse wahrzunehmen. Sie deutet Scholl als Alternativen zu gängigen Narrativen zur Beschreibung des Erfahrungsraumes Arbeit (11). Ein Glossar (ab 305) zu Schlagwörtern im (sozial-)wissenschaftlichen Sprechen über Arbeit bildet den Anhang; er lohnt sich besonders für Neueinsteigende zu sichten.

Scholls Forschungsanliegen ist auf Ausschnitte, Begrifflichkeiten und Erzählstränge gerichtet, die es ihm erlauben, narratologische Analysepotenziale mit wirtschaftlicher Anthropologie zu verknüpfen. Die vorliegende Studie stellt eine Überblicke schaffende, arbeitsethnografisch, wirtschaftsanthropologisch und erzählforscherisch sehr gut informierte Ethnografie dar, deren deutlichster Mehrwert in der Verschränkung dieser drei Teilbereiche volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschens liegt.

Den Rahmen der Untersuchung bildet das Verbundprojekt „Social Capital‘ im Umbruch europäischer Gesellschaften“ (15), das dazu Anlass gab, hinter Schlagwörtern wie Deindustrialisierung, Deökonomisierung, Schrumpfung und demografischem Wandel lebensweltliche Veränderungen zu untersuchen (17). Als „Apokalypse der ostdeutschen Problemstädte“ (16) – so der Publizist Wolfgang Kill 2002 – bildet Wittenberge für die Erforschung der Arbeit einen Raum, in dem sich Arbeit als Problem und Mangelware zeigt. Hier wurde ein Großteil der Daten erhoben, auf denen die Studie basiert: Feldtagebuchaufzeichnungen aus einer mehrmonatigen Feldforschung und siebzehn qualitative Interviews.

Ausgehend von der interdisziplinären Forschungsrichtung der narrative research, mit der es sich argumentieren lässt, dass erst im Erzählen eine Identität, ein Selbst ausgebildet werden kann (23), dass Narrative als „storied ways of knowing“ (23) die Art und Weise beeinflussen, wie Menschen erfahren, erinnern und wie sie sich auf ihre Zukunft vorbereiten (24), beschreibt Scholl seine Interviewführung. Er versuchte stets, das Storytelling anzustoßen, dabei eine entspannte Erzählsituation (36) zu schaffen, die den Zwängen (28, 35) des Erzählens über die eigene Arbeitsbiografie entgegenwirkt. Er sieht sich als Ethnograf, der die „Ethnografen ihrer selbst“ im Prozess der Reflexion begleitet (38).

Der analytische Umgang mit den so gewonnenen Erzählungen ist abgeleitet aus der Wirtschaftsanthropologie. Denn auch dort wird die Bedeutung von Metaphern und Erzählweisen als konstitutiv für das Ökonomische erkannt (Stephen Gudemann) (19). Nicht nur werden Marktmodelle in Sprache ausgedrückt, auch das Handeln im Rahmen des Marktes (wie es beim Arbeiten geschieht) ist sprachlich gestaltet. Entlang der Sprechakttheorie von John L. Austin (29) argumentiert Scholl mit Michel de Certeau, dass Sprechen mit einem ‚Tun‘ in einem bestimmten ‚Augenblick‘ in Verbindung steht. Das vom Alltag geprägte Sprechen der interviewten Kleinselbstständigen deutet Scholl mit de Certeau als „Quergänge“ (21), mit denen „trickreich *different* Interessen und Wünsche“ (21) entworfen werden. Die Erzählenden begreift er als „Produzenten und Dichter ihrer eigenen Angelegenheiten“ (21) und weist ihnen somit eine gewisse Agency und die Erweiterung von Handlungsräumen zu.

Die Zugangs- und Auswertungsweise, derer sich Scholl bedient, nimmt die interviewten Gesprächspartner und -partnerinnen sehr ernst und zeigt sich ihnen gegenüber verständig und empathisch. Dennoch verpasst Scholl es nicht, auch auf Unregelmäßigkeiten in der Argumentation aufmerksam zu machen, etwa, wo die moralische Überhöhung einer Erwartungshaltung den glücklichen Ausgang des Tauschhandelns unwahrscheinlich macht (164). Bezüglich dieser Einbettungen der Erzählungen hätte der Hinweis auf diskursbestimmende Felder, die das Sprechen der Interviewten prägen, noch etwas weiter getragen werden können. Auch die Feldtagebuchaufschriebe hätten stärker kontrastiv eingesetzt werden können, um Aussagen in Interviews nicht als rein individualistisch-quergängerisch (vgl. 21) zu deuten, sondern ihre Abhängigkeit von Settings und Diskursen fassbar zu machen. Die Sprechhandlungen der Interviewten mit de Certeau gewissermaßen pauschal positiv als Produktion von „Dichtern“ (21) zu rahmen und die teils problematischen Metaphern (Krankheit versus Gesundheit, Behauptung einer Natürlichkeit und Richtigkeit bäuerlich-historischer Lebensweisen) für sich stehen zu lassen, zeugt von einer unnötigen Parteinahme. Es ist fraglich, ob der Ethnograf den Befragten eine solche Parteinahme schuldig ist bzw. ob eine kritischere Reflexion ihrer Metaphern dem Ideal von einem mitgehenden, begleitenden (38) Ethnografen widersprochen hätte.

Günstig hingegen wirkt es sich auf die vorliegende Arbeit aus, dass nicht jeder Erzählung an sich nachgegangen wird, sondern der Blick immer auf das ökonomische Gedankenmodell geheftet bleibt, so etwa, wenn Interviewte über Maya-Kalender sprechen, diese Erzählung aber eine spezifische Funktion in ihrem Denken über den Tauschvorgang einnimmt, der Scholl sogleich nachgeht (289), oder wenn das Erzählen über Krankheit und Natürlichkeit als Mittel zur Steigerung der Schlagkraft eines Argumentes kenntlich gemacht werden, aber nicht in die Theoriebildung überführt werden (192).

Auf die einleitenden Rahmungen und methodischen Hinweise folgend, steigt Scholl mit einer Nacherzählung der historischen Entwicklung der volkskundlichen Forschung zum Feld der Arbeit in die Materie ein und berichtet über die Entwicklung von der Arbeitervolkskunde hin zur Untersuchung von Arbeitskulturen als ein Austangieren relevant gestellter Relationen und richtungsweisender Begrifflichkeiten (z. B. durch Technisierung, Lebensweisen und die Alltagsbindung der Arbeit) zunächst in der BRD und DDR bis in die 1970er Jahre (46–65), und dann von den 1970ern bis heute (88–105). Durchkreuzt ist diese Darstellung von einer aus den Interviews gespeisten und in deren Perspektivierung gerahmten Berichterstattung über die Entwicklung der Stadt Wittenberge vom bedeutenden Industriestandort der Nähmaschinenfirma Singer hin zu einem Gebiet, in dem es vielen schwerfällt, Arbeit zu finden und zu halten. So werden hier Verlusterfahrungen thematisiert, die nicht nur den Verlust der Erwerbsarbeit betreffen, sondern auch den Verlust eines betrieblichen Zusammenhalts, eines Vertrauensverhältnisses, das sich in informeller Unterstützung gezeigt hatte, und einer engen Bindung zwischen ‚Arbeit und Leben‘.

Neben den hilfreichen Überblicksdarstellungen zu Arbeit, zum Ökonomischen, aber auch zur Narratologie gelingt es dem Autor besonders gut, die theoretischen Einschübe mit den Interviews und den daraus gewonnenen „Leitlinien des Erzählens“ (162) in Verbindung zu setzen und diese jeweils in „Verdichtungen“ zu überführen. Die gute Lesbarkeit der gesamten Arbeit trägt dazu bei, diese Übergänge zwischen Empirie und Theorie nicht kontrastiv, sondern als ineinander verschränkt spürbar zu machen. So wird beispielsweise anhand dreier Personen das Konzept einer Wirtschaftsweise des „Gebens und Nehmens“ (167) als Ideal der eigenen Organisation der Selbständigkeit beschrieben, der es angesichts staatlicher Auflagen und eines Umfeldes, das es nicht gewohnt sei, zu geben ohne dafür sogleich etwas zu verlangen, allerdings schwer nachzukommen sei.

Zwei zentrale Erzählstränge arbeitet Scholl hier heraus: Hilfe und Sorge. Einerseits wird das Helfen als Erwartungshaltung sowie als Prämisse dessen, was man selbst zu geben bereit sei, zentral gestellt (189). Dieses Helfen dient zugleich zur Begründung dessen, die eigene Arbeit als sinnvoll anzusehen. Denn in der arbeitenden Tätigkeit, die das Vertrauen voraussetzt (161), dass das Gegenüber zur Gegenleistung bereit wäre, sobald diese nötig wird, sehen die portraitierten Personen zugleich eine Sorgearbeit (188), die nicht nur die Sorge um sich selbst, die eigene Gesundheit und die Umwelt umfasst, sondern mit der zugleich anderen Fürsorge zukommen soll. Dieses Modell versuchen die Befragten in ihre professionellen Alltage einzubringen, indem sie, wo möglich, seine Logik geltend machen, so auch bei der Preisgestaltung im Laden, beim Gemüseanbau zur Subsistenz oder im Austausch von Dienstleistungen untereinander.

Scholls Übersicht zur Verhandlung und Weiterentwicklung von Konzepten wie moralischer Ökonomie und Subsistenzwirtschaft im Kontext von Gabentausch, Tauschhandel und Marktlogik dient nun dazu, die im Erzählstil von den Interviewten vorgetragenen Konzepte ob ihrer Passformigkeit gegenüber etablierten Theorien zu prüfen, sie dabei reflexiv zu überdenken und neue Tendenzen der Denkmodi aufzuzeigen: Die Erzählungen über die eigene Arbeit lassen beispielsweise den Wunsch nach einer innigen „sozialen Einbettung“ (198) der Märkte im Sinne Polanyis erkennen, wobei zugleich eine Freiheitserfahrung als Hoffnung mit der Selbständigkeit verbunden wird, die nicht als Freiheit durch soziale Ungebundenheit, sondern als Freiheit dank sozialer Einbindung assoziiert wird (199). Wie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wird der Raum der ‚Familie‘ (im westlichen Sinne) als beschränkender Rahmen für ökonomische Solidarhandlungen von den Interviewten hinterfragt. Das auf die gemeinsame Zukunft hin ausgerichtete Handeln wird ähnlich dem Konzept des ‚Haushalts‘ auf möglichst viele Personen ausgeweitet. Diese sollten allerdings gewillt sein, möglichst ohne den Austausch von Geld, sondern vielmehr basierend auf dem Vertrauen, dass das Gegebene die Beziehung zueinander stärkt und es bei Zeiten zur Gegengabe kommt, an dem Austausch teilzunehmen. Dass unter Bedingungen der Marktökonomie und staatlicher Kontrolle von Sozial- und Geldleistungen ein derartiges Idealkonstrukt des Miteinanders, das etwa die Praxis des Anschreibens zulässt, nur begrenzt möglich ist und dass eine Ausrichtung am ‚Geben und Nehmen‘ ein rationales Kalkulieren, bei der das Individuum auch seinen Vorteil im Blick behält, nicht ausschließt (193), kann hier herausgearbeitet werden – wenn auch der eigene ‚Vorteil‘ als äußerst selbstbegrenzend verhandelt wird. So berichteten die Befragten etwa, schon zufrieden zu sein, wenn sie und ihrer Kinder satt ins Bett gingen und die akuten Bedürfnisse gestillt seien (157). Diese Beschränkung bezüglich der eigenen Bedürfnisse stellen die Kleinselbständigen zugleich in den Kontext einer Präferenz der Nichtarbeit, die Scholl mit den Begriffen „Mußpräferenz“ (131) und „irrationale Familienwirtschaft“ (121) rahmt. Auf sie kann er sich beziehen, um auf die Beschränktheit der Reichweite der von Ulrich Bröckling als total konzipierten Figur des ‚unternehmerischen Selbst‘ zu verweisen (116, 123). Schließlich würde das sich stetig auf die eigene Effizienz hin überprüfende Selbst Bröcklings den Selbständigen nicht erlauben, Pausen zu schaffen, wo noch produziert werden könnte, wohingegen die Orientierung an der irrationalen Familienwirtschaft einen Raum für Muße schafft, sobald die drängendsten Bedürfnisse durch die Produktion abgedeckt wurden.

Ein weiterer Aspekt, der in der Verknüpfung von Empirie und Theorie beleuchtet wird, besteht in der Frage nach dem Verhältnis von Pflege- und Erziehungsarbeit, von Arbeiten im Haushalt und außerhalb (reproduktive Tätigkeiten) und der Arbeit, die als Erwerbsarbeit deklariert eine Aufwertung erfährt und schnell zu Anerkennung führt. Mit dem Rückgriff auf ein als natürlich und ge-

sund gesetztes ‚Früher‘ plädieren die Interviewten gewissermaßen für einen breiten Arbeitsbegriff, der ohne die Trennung der verschiedenen Erwerbsbereiche auskommen soll (186, 192).

Diese Tendenz zur definitorischen Erweiterung zeigt sich auch in der Konzeption des Begriffs „Schawerkeln“ (262), einer von Scholl als Tätigkeitsbricolage gefassten Kombination unterschiedlicher Qualifikationen, Arbeitsfelder und Erwerbsstrategien, die von den Idealen der Selbstbestimmung, Vielseitigkeit und Improvisation geleitet sind (298) und anders als das hobbymäßige „Werkeln“ (265) ein selbstbestimmtes Arbeiten zu fassen hilft, das gemeinschaftliche Aspekte aufweist.

Mit dem Begriff des „Energieausgleichs“ (281) hingegen bezeichnete ein Interviewpartner die Bedeutung sozialer sowie kultureller Aspekte des Austauschs, die auch kompensatorische Wirkung im Geben und Nehmen entfalten können. Mit dem „Energieausgleich“ zeigt sich zugleich ein sprachliches Gerüst, das auf Wechselwirkungen zwischen spiritistischer und ökonomischer Argumentation basiert, um der Erfahrung Rechnung zu tragen, dass der Tausch sowie auch der Kauf auf dem Flohmarkt ein komplexer Prozess ist, der über die Kosten und Nutzen berechnende Gewinnkalkulation hinausreicht – ein Gedanke, der geradezu begründend für die Wirtschaftsanthropologie ist: „Exchange [...] cannot be understood in its material terms apart from its social terms“, so formulierte etwa Marshall Sahlins (1974, hier 228). Für die Richtigkeit dieser Aussage hält Scholls Arbeit zahlreiche analytisch gut durchdachte Beispiele ‚aus dem Feld‘ parat, die die Bedeutsamkeit ethnografischer Zugänge sowohl im Forschen über Arbeitskulturen als auch über Wirtschaftszusammenhänge mit einiger Vehemenz verdeutlichen.

Galland, Antoine: *Les mille et une nuit. Contes arabes*. Édition critique par Manuel Couvreur. Avec la collaboration de Xavier Luffin. t. 1–2 (Sources classiques 119. Bibliothèque des Génies et des Fées 6. II. La veine orientale [1704–1789]. 1. Les orientalistes). Paris: Honoré Champion, 2016. 1806 S.

Reviewed by **Prof. Dr. Ulrich Marzolph**: DFG-Forschungsprojekt „The Orient Within Us: Narratives from the Muslim World in Western Oral Tradition“ bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, E-Mail: umarzol@gwdg.de

DOI 10.1515/fabula-2017-0016

Es dürfte mittlerweile zum Allgemeinwissen gehören, dass dem französischen Orientalisten Antoine Galland mit seiner 1704–1717 erschienenen zwölfbändigen Ausgabe die Einführung der *Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht* (= 1001 Nacht) in die Weltliteratur zur verdanken ist. Ursprünglich auf der Übersetzung einer unvollständigen arabischen Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts